

BERLIN IN RAUM UND ZEIT

ÜBER DIE SCHWIERIGKEIT, ÜBERGÄNGE ZWISCHEN DEN KULTUREN DES OSTENS UND DES WESTENS ZU FINDEN

EIGENE ERFAHRUNGEN

Seit dem 9. November 1989 findet in Berlin ein Umbruch statt, der historisch einmalig ist, der aber nicht überall in der Stadt die offensive Aufnahme gefunden hat, die ihm zukommen müßte. Die Kulturen des Ostens und des Westens der Stadt begegnen sich zwar, überlappen sich zumindest, stehen sich aber noch mehr verständnislos gegenüber und meiden sich geradezu. Das ist für die Individuen eine alltägliche Erfahrung; sie wissen sich voneinander zu unterscheiden schon in Gestik und Mimik, in der Art sich zu bewegen und zu sprechen. Die Verschiedenheit der Kulturen ist nicht unübersehbar, sondern auch unüberhörbar: im Ostteil der Stadt wurde in ungleich höherem Maße als im Westteil der spezifische Dialekt des "Berliners" bewahrt.

So sehr Berlin jedoch in seinen Ost- und Westbewohnern auf sich selbst fixiert sein mag, so ist die Stadt doch darüber hinaus, auch ohne ihr Zutun, zum Begegnungsort zwischen Ost und West in einem umfassenderen Sinne geworden. Viele Besucher aus den östlichen Bundesländern machen hier ihre ersten Erfahrungen, was "Westen" heißt, wobei mit diesem Begriff zunächst gar nichts anderes gemeint ist als der Unterschied zur eigenen, vertrauten Herkunft. Entsprechend gilt dies für die zahllosen Besucher aus den westlichen Bundesländern, die hier die Erfahrung des "Ostens" machen. Auf einer weiteren Ebene ist die Stadt zum Begegnungsort nicht nur zwischen Ost- und Westdeutschland, sondern zwischen Ost-, Mittel- und Westeuropa avanciert.

Ich selbst bin von der ersten Stunde am Abend des 9. November 1989 an zum Grenzgänger zwischen Ost und West geworden, und zwar auf allen drei genannten Ebenen, sozusagen ein wandelnder Übergang. Im Westteil der Stadt lebend, unterrichtete ich Philosophie seit 1990 in Leipzig, dann Erfurt, und bin seit 1992 Gastdozent des DAAD an der Universität Lettland in Riga. Seither bemühe ich mich darum zu verstehen, was denn die Differenz der Kulturen des Ostens und des Westens ausmacht, die so schmerzlich spürbar ist für den, der zwischen den Welten wandert.

BEGRIFFE FÜR DIE STRUKTURELLEN DIFFERENZEN

Woher kommt es, daß die Menschen in Ostdeutschland sich so fremd fühlen in dem Land, dem sie doch zugehören wollten? Daß die Menschen in Mittel- und Osteuropa sich fremd fühlen in dem Europa, nach dem sie sich sehnten, dessen Modernität sie nun aber als bedrohlich für ihre Existenz empfinden, wirtschaftlich, gesellschaftlich, kulturell? Daß die Menschen im Westen umgekehrt demonstrativ auf Distanz zu allem gehen, was irgendwie mit Osten zu tun hat? Irgend etwas ist wirksam unterhalb all der Erscheinungen an der Oberfläche und prägt die jeweils grundlegend anderen Strukturen des Lebens und Denkens. Dieses "irgend etwas" besser in den Blick zu bekommen, dazu dient die folgende provisorische Unterscheidung zwischen einer "Kultur des Raumes", wie sie im Osten in den verschiedensten Ausprägungen zu finden ist, sowie einer "Kultur der Zeit", wie sie den Westen zu charakterisieren scheint.

Kultur des Raumes: Sie ist gekennzeichnet durch eine relative Beharrungskraft der Menschen und der Dinge an ihren jeweiligen Orten. Es ist die ruhige, statische Beharrung am angestammten Ort, die den Menschen in einer solchen Kultur Geborgenheit gibt, Sicherheit und Berechenbarkeit vermittelt, weil alles immer schon so war, wie es ist und nie anders sein wird. Die Zeit - und folglich die Veränderung - spielt keine große Rolle. Durchaus kennt auch die Kultur des Raumes eine Zeit, aber es ist im Unterschied zum Zeitpfeil der vergehenden Zeit eher eine zyklische Zeit, geprägt von feststehenden Ritualen, die allgemeiner oder sehr persönlicher Natur sein können. Idealerweise ist die Kultur des Raumes von gewachsenen, festen Beziehungen und funktionierenden Gemeinschaften gekennzeichnet, von denen die einzelnen Individuen gehalten werden von der Wiege bis zur Bahre, und in die sie fest eingebunden sind. Es gibt in diesen Gemeinschaften feste, geschlossene Bedeutungsstrukturen und ziemlich starre Formen - die Formen müssen starr sein, unangetastet von der Zeit, alles andere wäre modernistische Formlosigkeit. Eine gewisse Rolle kann auch die Pflege des Brauchtums spielen, dessen also, was nur hier und sonst nirgends so gebraucht und gehandhabt wird, tief verankert an diesem Ort, in diesem Raum, und was in keiner Weise der Veränderung in der Zeit unterliegt. Gewohnheiten bilden sich sehr stark aus in einer solchen Kultur und werden geradezu zum Selbstzweck; sie vermitteln Vertrautheit und Heimeligkeit für die, die sie gewohnt sind, und

sorgen für eine zögerliche Mobilität. Die Beharrung wird als eine Konzentration der Kräfte verstanden; in der Kontinuität, die sie ermöglicht, liegt das Leben.

Kultur der Zeit: Im Unterschied zur Kultur des Raumes ist die Kultur der Zeit eine dynamische Kultur, in der nichts und niemand mehr am angestammten Ort bleibt. Sie flirtet geradezu von fluktuierenden Beziehungen, die die Freiheit der einzelnen Individuen in nur lose zusammengefügte Gemeinschaften bis zum Exzeß steigern, aber auch ihre grenzenlose Einsamkeit und Verlorenheit hervortreiben. Anstelle von Beharrung geht es um die ständige Veränderung, dem entsprechen auch die beweglichen Bedeutungsstrukturen und die unentwegt veränderlichen Formen. Während Geduld eine der wichtigsten Eigenschaften in einer Kultur des Raumes ist, begegnet man in den Kulturen der Zeit allerorten einer großen Ungeduld; der Unaufgeregtheit in Kulturen des Raums steht die übergroße Aufgeregtheit in Kulturen der Zeit gegenüber, in denen es immer um "etwas Neues" geht. In Kulturen des Raums hat man etwas "immer schon so gemacht", und das gilt als Argument für die Beibehaltung einer Gewohnheit; in Kulturen der Zeit dagegen ist man daran gewöhnt, Gewohnheiten immer aufs Neue auf ihren Sinn hin zu befragen und gegebenenfalls neu einzurichten, wenn etwas dann besser funktioniert. Der Wert des Funktionierens steht höher als der Wert einer Gewohnheit; eine Gewohnheit nur um ihrer selbst willen beizubehalten, ist nicht zu rechtfertigen. Über allem steht die Mobilität als Selbstzweck, kenntlich an Parolen und Werbesprüchen wie: "Immer beweglich bleiben", "Jederzeit mobil sein", "Mobilität ist Leben". Nicht in der Kontinuität, sondern in der Diskontinuität ist Leben zu finden. Auch der Tod ist da kein Ruhemehr, wie er es in der Kultur des Raumes in angestammter Erde und im Schoß der Generationsfolge ist; so ist der Tod in der Kultur der Zeit ein absoluter Tod, das definitive Ende allen Lebens.

Es könnte sein, daß Ost und West mit Raum und Zeit in diesem Sinne zu tun haben. Die unterschiedlichen Erfahrungen sind in den Leib der Individuen eingeschrieben; sie äußern sich in der Sprache und sprechen aus den Augen. Immer wieder ist die Erfahrung zu machen, daß es keine gemeinsame Sprache gibt, auch im Deutschen selbst nicht, denn die Sprache besteht nicht nur aus Worten, die beliebig kommuniziert werden können, vielmehr ist jedes Wort aufgeladen mit Bedeutungen und Sinngehalten, die sich nur demjenigen erschließen, der den gesamten Zusammenhang der jeweiligen Kultur kennt. Stumm, aber überaus beredt ist demgegenüber die Sprache der Augen. Je weiter man gen Osten geht, desto mehr stehen stille, ruhige Augen im Gesicht der Menschen, sehr im Kontrast zu den flackernden, schnellbewegten Augen der Menschen im Westen. Der Gehetztheit und Ungeduld in westlichen Augen steht die Gleichgültigkeit gegen die Zeit in östlichen Augen entgegen. Dort werden die Sekunden und Minuten nicht genau gemessen, die Gesten bleiben länger stehen im Raum, haben keine Fahrigkeit und Flüchtigkeit an sich. Im Westen herrscht ein rigides Zeitregime, das auch von jedem einzelnen in seinem eigenen Alltag durchgezogen wird. Im Osten lebt man demgegenüber zwar nicht ohne Zeit, aber man pflegt so etwas wie einen permissiven Umgang mit der Zeit, der etwas sehr Menschliches an sich hat, immer durchlässig für das andere, Unerwartete, das "dazwischenkommt", man ist nachsichtig gegen die vielen kleinen Fehler und Unzulänglichkeiten des Alltags, die sich wiederum in der Zeit, wie sie im Westen herrscht, verheerend auswirken können und auch nicht toleriert werden. Im Westen fühlt man sich bemüßigt, in jeder Minute auf die Uhr zu sehen, und wehe, man ist nicht "in der Zeit" - im eng geknüpften und fein abgestimmten Netz der Zeit zieht das unübersehbare Konsequenzen nach sich. Die genau bemessene Zeit ist das Organisationsprinzip dieser komplizierten, immer in Veränderung begriffenen Gesellschaften und ihrer raffinierten Technologien, die in Sekundenbruchteilen ungeheure Arbeiten bewältigen. Paradox und irgendwie unmenschlich ist es nur, daß inmitten dieser Kulturen der Zeit alle Individuen schließlich dazu kommen, "keine Zeit" mehr zu haben.

DIE KULTUREN VON RAUM UND ZEIT

Es wäre allerdings ein Mißverständnis, in diesen strukturellen Differenzen zwischen den Kulturen von Raum und Zeit einen reinen Ost-West-Gegensatz zu sehen. Jede Kultur, jede Gesellschaft trägt vielmehr diesen Widerspruch in sich, es gibt nicht den reinen Typus nur der einen oder der anderen Kultur, sondern die Widersprüche von Raum und Zeit treten im Regelfall ineinander verzahnt auf. Es geht dann nicht um Ost und West, sondern beispielsweise um ländlichen Raum und städtische Kultur. Die urbane Welt der Stadt ist dominiert von der Zeit, immer in Veränderung begriffen, schnellebig, abwechslungsreich und voll von ungeahnten Möglichkeiten, während sich auf dem Land die Möglichkeiten auf eine einzige, herrische, ausweglose und unbewegliche Wirklichkeit reduzieren und die Zeit stillzustehen scheint. Innerhalb der urbanen Kultur selbst kann es diese Widersprüche geben. Entscheidend ist bei aller Komplexität nur, auf welcher Seite der Schwerpunkt liegt. Dazu sind historisch wie aktuell noch einige Umrisse zu skizzieren.

Historisch: Was Berlin angeht, so ist zu fragen, ob die Stadt nicht schon seit sehr viel längerer Zeit kulturell und gesellschaftlich geteilt ist in Ost und West. Die Soziologin Barbara Freitag (FU Berlin) vertritt jedenfalls die These, daß es eine solche Zweiteilung der Stadt schon lange vor der Mauer gegeben hat, zu erschließen aus der Literatur am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Fontane, Döblin ect.), wonach "imaginäre" Grenzen in der Nutzung des Stadtraums am Bewegungsradius von Romangestalten deutlich werden: Diese Grenzen verlaufen zwischen dem Stadtraum von Berlin-Mitte um den Alexanderplatz sowie den westlichen Wohnvierteln Tiergarten, Charlottenburg, Grunewald. Ost und West gelten sich dabei wechselseitig als "fremd" - kein Spezifikum Berlins, denn ähnliche Binnenverhältnisse sind auch in anderen Städten und ganzen Kulturen den Soziologen und Anthropologen geläufig. Wie immer hier auch der Schwerpunkt von Raum und Zeit zu lokalisieren wäre, so lassen sich markante Unterscheidungen ebenfalls auf der nächsten Ebene, nämlich in den Grenzen von Deutschland heute feststellen. Für den Westteil Deutschlands läßt sich sagen, daß sich der Schwerpunkt erst nach dem Zweiten Weltkrieg entschieden von einer Kultur des Raumes hin zu einer Kultur der Zeit verschoben hat. Die Dominanz der Beharrungskraft im ländlichen Raum wurde abgelöst von einer immer stärkeren Fluktuation und Mobilität; die Veränderung der Gesellschaft wurde zum Hauptprogrammpunkt der Studentenbewegung von 1968 und führte in der Tat eine "Kulturrevolution" herbei, von der die westdeutsche Gesellschaft in der Folge in ihrem Denken und Fühlen tief durchdrungen wurde, begleitet von einem enormen Ausbau der Kommunikations- und Verkehrsnetze. Ganz anders im Ostteil Deutschlands, der ehemaligen DDR, wo sich eine Kultur des Raumes in höherem Maße behaupten konnte, wo Fluktuation und Veränderungen sich in Grenzen hielten und wo im Unterschied zur Verstärkung Westdeutschlands nirgendwo eine wirklich urbane Kultur sich entfaltete, auch nicht im Ostteil Berlins; eine im Entstehen begriffene Bewegung für Veränderung wurde 1968 schon im Keim erstickt.

Aber die charakterlichen Differenzen im Nachkriegsdeutschland haben, was die Kulturen von Raum und Zeit angeht, ihre tiefere Geschichte, die die Linie, an der Deutschland nach dem Krieg zerbrach, nicht völlig verwunderlich erscheinen läßt. Diese Geschichte wurde geprägt von ostelbischen Junkern und rheinischen "Schlotbaronen", von der Differenz zwischen einer Agrar- und einer Industriegesellschaft, die nicht gänzlich, aber schwerpunktmäßig nach Ost und West unterschieden werden kann. Diesen Widerspruch in Deutschland selbst aufzulösen, war im Kaiserreich nie gelungen - er wurde lediglich in der Zeit des Nationalsozialismus übertüncht von einer sogenannten "Volksgemeinschaft". Den Nationalsozialisten gelang es auch, hinter der Fassade einer Ideologie des Raumes, der Beharrung auf "Blut und Boden", faktisch eine unerhörte "Modernisierung" der Gesellschaft voranzutreiben, wenn man darunter die Anpassung der Individuen an die Medien und Technologien des 20. Jahrhunderts versteht, die Organisation der Massenkultur, die rationalistischen Exzesse in Technik, Planung und Verwaltung.

Was die europäische Ebene angeht, so haben die Gesellschaften in Mittel- und Osteuropa im Unterschied zu den westlichen Gesellschaften über Jahrzehnte hinweg abgeschottet von der Zeit, von der "Moderne" gelebt. In den realsozialistischen Ländern war die Rede von der "bleiernen Zeit" - einer Zeit, die nicht mehr vergeht, in der nichts mehr sich verändert. Aber auch hier ist dies nicht allein der sozialistischen Ära zu verdanken, die Wurzeln reichen historisch tiefer; auch hier ist an die alte Gegenüberstellung von Agrar- und Industriegesellschaften zu erinnern. Lebten die Industriegesellschaften schon halbwegs in der Zeit, so die Agrargesellschaften noch im Raum. Vor allem die osteuropäischen Gesellschaften, allen voran Rußland, haben über Jahrhunderte hinweg im Raum verharrt; diese schwerpunktmäßige Prägung konnte der einmalige Beschleunigungsschub der russischen Revolution nicht auslöschen. In der tiefsten historischen Dimension muß man wohl ein Auseinanderdriften der Mentalitäten annehmen, wie es in der Existenz zweier europäischer Christenheiten zum Ausdruck kommt: einem östlichen, "orthodoxen", und einem westlichen, römischen sowie protestantischen Christentum; die östliche Variante verbunden mit einer isychiastischen Lebensform, der russischen Ausprägung des griechischen Wortes für Ruhe, Unbeweglichkeit, Stille, Schweigen, Untätigkeit, die westliche Variante verbunden mit einer Lebensform, in der die Tätigkeit und Mobilität extremes Gewicht erhalten hat.

Historisch verhält es sich so, daß die Kultur der Zeit, die sich aus Tätigkeit und Mobilität heraus entwickelt hat, äußerst vereinnahmenden Charakter bewiesen hat gegen alles, was anders ist als sie, gegen alles also, was Beharrung bringt. Auf der anderen Seite zeigt die Kultur des Raumes historisch am jeweiligen Ort gerade aufgrund ihrer Beharrung äußerst ausschließenden Charakter gegen all das andere, das ihr nicht angestammt ist. Daraus erklären sich einige Probleme, die diese Kulturen

wechselseitig miteinander haben: Das Auftrumpfen und die Arroganz der einen, die abweisende und unbewegliche Haltung der anderen.

Aktuell: Zwischen den beiden Teilen Berlins, vor allem aber zwischen den beiden Teilen Deutschlands wie auch Europas ist bald nach dem Mauerfall die enorme Kluft spürbar geworden, die in den Jahrzehnten und vielleicht Jahrhunderten zuvor entstanden war. Man realisierte nach und nach in Ost und West, daß es sich um völlig verschiedene Erfahrungswelten handelte und daß diese Welten im Grunde nichts mehr miteinander zu tun haben. Selbst noch so viel Verständnis füreinander - wo es diese Anstrengung überhaupt gegeben hat - konnte die jeweils andere Erfahrung nicht einholen. Durch die rapide Entwicklung im Westen nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem aber seit den 70er Jahren im Zuge der Informationalisierung, sind die Widersprüche nur verschärft worden. So prallte die unerhörte Beschleunigung des Lebens im Westen nach dem Fall der Mauer frontal auf den Stillstand des Lebens im Osten. Schlagartig wurde das gegenüber ausgeprägt unterschiedlicher Kulturen des Raumes und der Zeit spürbar, und sie liegen so weit auseinander, daß man von einer Kulturkluff sprechen muß. Die Menschen haben Angst vor der jeweils anderen Kultur und antworten mit Ignoranz oder Arroganz darauf. Insbesondere die Menschen in den östlichen Kulturen des Raums bewegt die entsetzliche Angst, sich in der hereinbrechenden Zeit zu verlieren. Die Menschen wissen nicht, was "die Zeiten" bringen, sie bemerken nur, daß es jedenfalls nicht das ist, was dereinst mal war. Auch wenn es dereinst schlecht und sogar schrecklich war, so war es doch wenigstens vertraut und bildete eine feste Größe. Die neuen Zeiten aber führen die Menschen fort ins Fremde und Unvertraute, das liegt in ihrem Begriff - nur deshalb kann man ja von "der Zeit" sprechen, insofern sie Veränderung bringt, Altes zerbricht und Neues sich ankündigt. Vollkommen verständlich ist von daher die Betonung der Herkunft, der Heimat, der Glaube (vor allem in Rußland) an das Heil, das von dort kommt, von diesem angestammten Ort im Raum, der unverrückbar bleibt und der immer noch da ist, wenn man zurückkehrt nach einer langen Irrfahrt durch die Zeit, und der Geborgenheit bietet, wenn man in der Fremde war. In Wahrheit liegen die Gründe für das Bedürfnis nach einer Rückkehr zum Raum sogar noch tiefer in der Menschenseele und in uns allen: Es ist die Sehnsucht nach der verlorenen Kindheit der Menschheit, nach der Kindheit, die eine Zeit nicht kennt und gar nicht weiß, was das ist, "Zeit". Jeder hat das selbst erlebt und entsinnt sich dessen mit Wehmut. Diese Sehnsucht wird heute auch im Westen übermächtig. Der Aufbruch in die Zeit, der die Moderne immer war, und erst recht ihre Beschleunigung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, krümmt sich daher, zuckt in sich zusammen und sucht wieder Boden unter den Füßen zu gewinnen.

Der Osten, der abgeschottet von der Zeit im Raum lebt und sich vor den neuen Zeiten fürchtet, sieht sich heute einem Westen gegenüber, der schwerpunktmäßig in einer Kultur der Zeit lebt, die aber nicht mehr so verführerisch erscheint wie noch beim Blick aus der Ferne über die Mauer, da aus der Nähe die Erfahrung zu machen ist, daß sie selbst längst zum mörderischen Zwang geworden ist. Im Westen wiederum wird man gut daran tun, sich mit dem Problem der rasenden Zeit und dem Phänomen einer Rückkehr zum Raum zu beschäftigen, denn bald schon verläuft der Graben zwischen den Kulturen des Raumes und der Zeit nicht mehr längs durch Europa, sondern kreuz und quer. Das ist mit einer weiteren Problematik verbunden - denn nur im Raum, wo das Leben immer sich gleich bleibt, gibt es auch "Identität". Und man versteht nun besser, warum das Bedürfnis nach "nationaler Identität" so sehr wächst, im Osten wie auch schon im Westen - weil die Menschen einen Hort des Unveränderlichen suchen in der bedrohlichen Zeit der sich überstürzenden Veränderung. Identität garantiert für die Absicherung gegen Veränderung, leider aber nicht nur das, sondern überhaupt gegen alles, was "anders" ist. Identität ist die permanente Arbeit des Ausschlusses, darin besteht ihr tragisches Verhängnis. Der, der von Identität spricht, spricht notwendigerweise auch von all dem, was nicht identisch mit ihm ist. Dieses Problem der Identität hat noch niemand gelöst, und es wird auch schwer zu lösen sein, denn es liegt zwingend im Begriff dessen, was idem, also gleich ist. Gleich können Dinge nur im Raum sein, in der Zeit nämlich verändern sie sich. Als tragisch erscheint da nicht nur der Identitätsverlust, den viele erfahren: herauskatapultiert worden zu sein aus den festen Strukturen im Raum; sondern auch die Identitätssucht: die Sucht danach, "Identität" haben zu müssen, der Glaube daran, daß das möglich sein müsse in einer Kultur der Zeit.

Zunächst aber leben wir noch die Epoche der Begegnung zwischen einem alten Europa und einem neuen Europa, einem alten Europa, das den Kult der Identität in einer Kultur des Raumes pflegen will, und einem neuen Europa, das den Kult der Veränderung in einer Kultur der Zeit zelebriert. Wir leben diese Begegnung mitten in Deutschland und in konzentrierter Form mitten in Berlin. Während man Deutschland wie auch Europa vereinigt wähnte, endlich wieder vereinigt, mußte man feststellen, daß es sich um zwei Kulturen handelt und daß sie sich, entgegen allen Erwartungen, nichts zu sagen haben. Aus der Perspektive jeder Seite scheint es eine Unvereinbarkeit zu geben mit der jeweils anderen, ja die jeweils andere wird auszuschließen versucht: Entweder Beharrung oder Veränderung,

Raum oder Zeit. In exemplarischer Weise geschieht dies offenbar mit einer gewissen Ironie der Geschichte am Klassikerort Weimar, wo die örtliche Kultur sich in ihrer beschaulichen Ruhe nicht von der unruhigen westlichen Kultur der Zeit aufstören lassen will, so daß schon von einem "Kampf um Weimar" die Rede war. Der Glaube an die klassischen "wahren Werte" des Guten, Wahren, Schönen kollidiert mit der Erfahrung ihrer Diskutierbarkeit und Veränderlichkeit. So steht also ein Denken des Raumes gegen ein Denken der Zeit. Europa hat diesen Widerspruch in sich. Mit diesem Widerspruch werden wir leben lernen müssen. Und wenn wir uns näherkommen wollen, wenn wir nach Übergängen suchen, werden wir uns die historische Entwicklung noch einmal vergegenwärtigen müssen; wir werden gezwungen sein, sehr viel über unsere europäische Vergangenheit nachzudenken, um die Gegenwart besser zu verstehen. Das ist der Stachel, den wir den Kulturen des Raumes verdanken, denn Erinnerung gibt es zuwenig in den Kulturen der vorwärtsstürmenden Zeit.

DIE SUCHE NACH ÜBERGÄNGEN

Zu konstatieren ist ein Mangel an Übergängen zwischen Ost und West. Die enorme Schwierigkeit, sie zu finden, ist besser zu verstehen, wenn man sich die unterschiedlichen Strukturen vergegenwärtigt, die hier als Kulturen des Raumes und der Zeit bezeichnet worden sind. Mit diesen Begriffen soll nicht die Vielschichtigkeit der Problematik reduziert werden auf ein allzu simples Grundmuster, sondern es soll ein wesentliches Charakteristikum besonders hervorgehoben werden.

Berlin ist ohne jeden Zweifel die "Schaubühne des Übergangs", und diese ist nicht nur so zu verstehen, daß die Stadt übergeht von einer Zeit in die andere, sondern daß der Übergang zwischen Raum und Zeit in Frage steht. Einzelne Stadtteile, auch im Westen, erleben in höherem Maße als andere diesen schwierigen Prozeß, etwa Kreuzberg, wo einst die Stille am Ende der Welt zu finden war und nun die neuen Verkehrsströme zwischen Ost und West den Bezirk durchfluten. Man muß sich zudem vergegenwärtigen, daß es keineswegs nur um die innerstädtischen Verhältnisse geht, wenn davon die Rede ist, Übergänge zwischen den Kulturen des Ostens und des Westens zu suchen, sondern daß die verschiedenen Ebenen der Problematik unentwegt ineinanderspielen: Ost- und West-Berlin, Ost- und Westdeutschland, Ost-, Mittel- und Westeuropa. Und es geht nicht nur um einzelne Orte des Übergangs und auch nicht nur um einzelne Erfahrungen, sondern ganze Seelen müssen sich erst neu bilden zwischen Ost und West, zwischen Raum und Zeit - das aber kann nicht ad hoc geschehen, sondern braucht Zeit und kann allenfalls angeregt werden durch Anlässe, die geschaffen werden.

Es gibt jedoch eine Vision, in welcher Richtung die Suche nach Übergängen unternommen und die Anlässe geschaffen werden sollten. Es ist die Vision von Berlin als einer Raumzeitstadt, in der sowohl die Kulturen des Raumes als auch der Zeit ihren Ort haben. Diese Vision liegt nicht in weiter Ferne, sondern kann anknüpfen an bestehende Strukturen vor allem menschlicher Natur. Denn Raumzeitstadt meint nichts anderes als die Existenz der Gelassenheit neben der unvermeidlichen Schnelligkeit und Hast der Stadt; es bedeutet, daß immer noch Zeit und Raum (d.h. Orte) da sind oder neu geschaffen werden für das Verweilen inmitten der Gehetztheit; daß sich neben den Gestalten der High-Tech-Geschäftswelt und ihrer minutiösen Betriebsamkeit die Existenz des Flaneurs entfalten kann, der sich die Zeit nimmt, nicht nur den eigenen Kiez, sondern die ganze Stadt immer wieder neu zu erkunden und darüber hinaus das Interesse für alle Regionen der Welt zu pflegen, die sich in der Stadt begegnen: eine mondäne Lebensform, weltzugewandt und welterfahren, in einer ebenso mondänen wie heimeligen Stadt. Die Vision der Raumzeitstadt trifft zusammen mit der Entwicklung auf dem Markt der Informations- und Kommunikationstechnologien, die es erlauben, in Ruhe zu verharren und dennoch am turbulenten Geschehen teilzunehmen, so daß sich eine neue Lebensform im Übergang zwischen Raum und Zeit ausbilden kann. Auf neue Weise entsteht eine Stadtkultur, in der man im Meer der Möglichkeiten baden und den Rausch der täglichen Veränderung genießen, aber auch seine Ruhe haben kann.

Wilhelm Schmid

Der Autor

Wilhelm Schmid, geboren 1953, lebt in Berlin, studierte Philosophie und Geschichte in Berlin, Paris und Tübingen und ist Assistent an der Pädagogischen Hochschule Erfurt/Mühlhausen, sowie Gastdozent für Philosophie an der Universität Riga.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 40/41 1996,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>